

Jungen- und Mädchenfreundschaften

Von Sabine Jösting

In dem vorliegenden Beitrag werden geschlechtshomogene Freundschaften von Jugendlichen als soziale Ressource und Kontrollinstanz betrachtet. In dieser Funktion sind jugendliche Freundschaften wichtige Konstruktionsorte und -mittel zur Herstellung und Inszenierung von Geschlecht und Geschlechterdifferenz



Stereotype Inszenierungen der Selbstrepräsentanz: Mädchen im Gespräch ...

Die weitaus meisten Jugendlichen sind freundschaftlich mit Gleichaltrigen verbunden. Die freundschaftlichen Beziehungen sind dabei unterschiedlich organisiert und besitzen für die Jugendlichen verschiedenartige Funktionen: Es gibt die „beste“ Freundin, den „besten“ Freund, die gemischt- oder gleichgeschlechtliche Clique, die wiederum in größeren Gleichaltrigengruppen wie z.B. einer Schulklasse aufgehen kann. Darüber hinaus gibt es auch eine imaginäre Gruppe, die Gleichaltrigenkultur, die „Jugend von heute“, die eine Orientierungsfigur darstellt, in der Jugendliche mehr oder weniger bruchlos aufgehen können, von der sie sich jedoch auch vehement abgrenzen können und die sie durch ihre eigene jugendliche Praxis selber mitgestalten.

Eine besondere Form der Peer-Beziehungen stellen die gleichgeschlechtlichen Freundschaften Jugendlicher dar. Diese Beziehungen besitzen eine spezifische Qualität, die sich auf die Zugehörigkeit zum gleichen Geschlecht und den Ausschluss des anderen Geschlechts gründet. Befragt man Mädchen nach der Besonderheit ihrer Freundschaften, heben sie hervor, dass sie über bestimmte Dinge nur mit Mädchen reden können, eben weil sie Mädchen sind, und umgekehrt: weil sie Mädchen seien, würden sie über Dinge

reden, die Mädchen eben bereden. Ähnlich ist es bei den Jungen, die das Zusammensein mit gleichaltrigen Geschlechtsgenossen als eine Art Schutzraum vor den Ansprüchen von Mädchen empfinden, einen Raum, in dem sie authentisch sein können, in dem sie tun, was Jungen eben tun.

Gängige Stereotypen

Die Ausgestaltungen des geschlechtshomogenen Gruppenlebens wirken dabei auf die außenstehenden BetrachterInnen zumeist „eigenartig“ und scheinen gängige Stereotype über die weibliche und männliche Pubertät zu bestätigen. Auf den ersten Blick entsteht so auch ein stereotypes Bild männlicher und weiblicher Freundschaften: So lassen sich an den Händen haltende, kichernde, endlos lang miteinander redende und telefonierende Freundinnengruppen im einheitlichen Modelook und wortkarge, am Computer sitzende oder fußballspielende Freundesgruppen in den Sporttrikots ihrer Lieblingsmannschaften beobachten.

Auf den zweiten Blick offenbart sich hingegen, dass die Jugendlichen auf diese Stereotype von Geschlecht und Jugend zurückgreifen, von denen sie beeinflusst und die Teil ihrer Lebensweise sind. Der Rückgriff auf diese Stereotype dient einmal dem Schutz

This article analyses gender-homogenous friendships of young people with reference to their functions as social resources and control mechanisms. Here young friendships are important places and means to construct and play out gender and gender differences.



... und Jungen
beim Fußball.

vor den Einblicken und der Einmischung Erwachsener und ist somit ein Mittel der Abgrenzung gegen kontrollierende und manipulierende Eingriffe und gesellschaftliche Festlegungen. Die Jugendlichen können die Erwachsenen so im Glauben lassen, sie wüssten, was bei ihren Zusammenkünften passiert, und gewinnen dabei letztlich an Freiraum und Gestaltungsmöglichkeiten jenseits normativer Zuschreibungen. Zum anderen dienen die stereotypen Inszenierungen der eigenen Selbstpräsentation, und zwar sowohl im Hinblick auf das Geschlecht als auch auf die Jugend. Dies erhält vor dem Hintergrund einer Kultur der Zweigeschlechtlichkeit eine besondere Bedeutung, denn auf dem Weg durch die Adoleszenz müssen Jugendliche nicht nur lernen, „jugendlich“ zu sein, sie müssen sich hierin auch als „männlich“ und „weiblich“ unterscheiden. Diese Unterscheidung ist zudem hierarchisch organisiert und dient als sozialer Platzanweiser in einem bipolaren Geschlechterverhältnis. Der soziale Zwang zur Unterscheidung lässt Jungen- und Mädchenkulturen entstehen, die für ihre Mitglieder jeweils unterschiedliche Entwicklungsräume bereitstellen. Einer dieser wichtigen Räume ist die geschlechtshomogene Freundes- bzw. Freundinnengruppe. In den Freundschaften werden dem jeweiligen Alter und Geschlecht angemessene Verhaltensrepertoires ausprobiert, verhandelt, gegebenenfalls modifiziert und letztlich habitualisiert. Um auf die vorhin genannten Beispiele zurückzukommen, so ist es wahrscheinlicher, dass die kichernde Mädchengruppe bewundernd und unterstüt-

zend dem Fußballspiel der Jungen beiwohnt, als dass die wortkarge Jungengruppe den kommunikativen Zusammenkünften der Mädchen interessiert folgt oder sich gar aktiv beteiligt.

Die Funktion der Clique

Es lässt sich festhalten, dass die Freundes- bzw. Freundinnengruppe zum einen eine wichtige soziale Ressource für Jugendliche darstellt. Die Freundschaften sind die Orte jugendlicher Gemeinschaft, Orte des Spaßhabens, des Wohlbefindens, der Ausgelassenheit, des Experimentierens. Sie sind Orte, um „Beziehungsfähigkeit“ zu lernen, um zu lernen, wie man Beziehungen beginnt, ausgestaltet und auch wieder beendet. Sie sind wichtige Schonräume, in denen Identitäten ausprobiert werden können, und sie unterstützen die Loslösung von den Familien. Darüber hinaus sind die Freundschaften selber ein geeignetes Feld, um sich als jugendlich zu präsentieren, denn die Zugehörigkeit zu einer Clique - in welcher Form auch immer - scheint zur Definition „normaler“ Jugend zu gehören. Diese Perspektive wird nicht nur von den Jugendlichen selber, sondern auch von der Jugendforschung transportiert. Jugendliche, die nicht in Gleichaltrigenbeziehungen eingebunden sind, gelten im öffentlichen wie wissenschaftlichen Diskurs häufig als beeinträchtigt und gefährdet. Insofern scheinen Jugendliche nicht nur deshalb an Gleichaltrigengruppen teilzunehmen, weil sie Jugendliche sind, sondern auch, um erfolgreich Jugendliche zu sein und sich

überzeugend als Jugendliche darzustellen. Das Aufsuchen und die Inszenierung einer Party als einer der zentralen jugendlichen Freizeitbeschäftigungen lässt sich z.B. vor diesem Hintergrund nicht nur als etwas betrachten, was Jugendliche tun, weil es ihren Bedürfnissen entspricht, sondern sie tun dies eben auch, um Jugendliche zu sein, um sich adäquat als solche darzustellen und auch von anderen als solche wahrgenommen zu werden. Diese Funktion der Freundschaften kann auch beinhalten, dass Jugendliche zum Teil erhebliche Anstrengungen unternehmen, um Teil von Gleichaltrigengruppen zu werden und zu bleiben.

Geschlechtshomogene Freundschaften fungieren auch als soziale Kontrollinstanzen, die ihren Mitgliedern gegenüber gesellschaftliche Normen und Werte geltend machen und oft auch vehement durchzusetzen versuchen. Freunde und Freundinnen arbeiten aktiv an den Standards eines „richtigen“ Jungen oder Mädchens und dies zum Teil um den Preis der Aushöhlung individueller Unterschiede und der Verengung individueller Handlungsspielräume. In den Freundschaften gibt es ein zum Teil zähes Ringen um ein angemessenes „jugendliches“ und „geschlechtsbezogenes“ Verhalten. Dabei üben beide Geschlechter im Zusammensein mit den GeschlechtsgenossInnen jeweils ihren Part in einer zweigeschlechtlichen Ordnung ein und tragen so aktiv sowohl zur Modifikation als auch Verfestigung bestehender Geschlechterarrangements bei.

Die Autorin



Sabine Jösting ist Wissenschaftliche Mitarbeiterin im Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung (ZFG) der Universität Oldenburg. Sie studierte Pädagogik an der Universität Osnabrück. Von 1996 bis 2001 war sie dort als Wissenschaftliche Mitarbeiterin in einem DFG-finanzierten empirischen Jugendforschungsprojekt tätig und promovierte über die Konstruktion von Männlichkeit in Jungenfreundschaften. Im ZFG ist sie Koordinatorin des Kooperationsnetzwerks „Geschlechterforschung in der Nord-West-Region“, einem Zusammenschluss des ZFG und Geschlechterforscherinnen der Fachhochschule Oldenburg/Ostfriesland/Wilhelmshaven.